



Thomas Willmann

Der eiserne Marquis

Roman

liebeskind

Jener Mensch, den Ihr heute vor Euch erblickt, kam rechteigentlich zur Welt auf der Bettstatt eines preußischen Feldlazarets, inmitten des eitrigen Gestanks und Gestöhns der Blessierten, im Jahre des Herrn Siebzehnhundertundsechzig. Ans Licht geholt hat mich da aus langem Dämmer der Marquis von D—, welchem ich an jenem Tage zum ersten Male begegnete. Ich zählte bei jener, meiner zweiten Geburt bereits zwanzig Lenze.

Ich schlüpfte gleichsam aus einem Kokon, den mir das Schicksal gesponnen hatte aus vielen Fäden. Es kroch ein Selbst hervor, noch knittrig und klamm, welches die Larve seines bisherigen Daseins verflüssigt, aufgelöst, umverwandelt hatte.

Und so lasst mich zunächst Euch erzählen von jenem Verflössenen, jenem mir und Euch heute Fremden. Dessen Namen ich nicht mehr aus der Tiefe der Zeit herausfischen will. Lasst mich erzählen von meinem ersten, meinem Raupen-Leben.

Und lasst mich dazu sogleich anheben mit dem Geständnis einer ... nun, wenn nicht Lüge, so doch Ungenauigkeit Euch gegenüber. Einer schmeichelnden Unterschlagung. Möge dies Euch lehren, die Ohren stets gespitzt zu halten und meine Worte nicht zu treugläubig zu verschlingen.

Denn ich muss gestehen: Ich war zwiefacher Mörder. Begann ich mein Leben doch noch vor meinem ersten Schrei damit, dass ich ein anderes Leben raubte. Auch wenn kein Gericht dieser Welt – nein, nicht *dieser* Welt – mir daraus je einen Strick drehen könnte. Weil freilich ich es blind und unwissend tat – allein durch die Gier, mit welcher ich als kleiner Homunkulus den Leib meiner Mutter von innen aufzehrte.

Wie sollte ich ahnden, dass all das Nährende, welches mich barg und umgab, erschöpftlich war? Ich sog und begehrte nur immer mehr, ich tränkte und labte mich in ihrem Schoß, so feist ich nur konnte. Und beteuere meine Unschuld! Beteuere, noch nicht einmal Bewusstsein ge-

habt zu haben von meiner selbst als Wesen – geschweige denn vom Dasein anderer Menschen. In rotschwarzer Ewigkeit schwamm ich wie eine Kröte, vom Dunkeln nichts wissend, weil mir auch die Erfahrung des Lichtes noch fehlte. Die brütende Wärme nicht fühlend, weil ich noch nie Kälte empfand; und unberührt von jeder Erkenntnis der Zeit und ihres Verrinnens. Noch war mir sämtliches eins und ungeteilt – und allein *meines*. Ich kann mir nicht zur Anklage machen lassen, keinen Begriff gehabt zu haben, dass mein vermeintliches All nur der Leib war eines zierlichen, gar zu zierlichen Weibes.

Ich habe von meiner Mutter nur ein vages Bild – seinerseits bloß das vom milchigen Auge der Erinnerung verwischte Abbild eines bereits unzulänglichen Originals. Mein Vater bewahrte von seiner verblichenen Gemahlin eine Miniatur, doch hielt er sie in seinem Schreibtisch unter Verschluss. Ob er damit sich den Schmerz ihres ständigen Anblicks ersparen oder ihr Bildnis vor meinen gefräßigen Augen bergen, es allein sich vorbehalten wollte, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls verschafften mir erst spät diebische Neugier und das erworbene Geschick im Umgang mit Schlössern jeglicher Art die erste, verstohlene Ansicht ihres verblassenden Antlitzes. Und wenn ich die folgenden Jahre immer wieder eine Abwesenheit des Vaters nutzte, um heimlich die Lade zu öffnen und das winzige Oval an den Tagesschein zu holen, welches selbst in meinen kleinen Kinderhänden gänzlich nistend zu bergen war – dann nicht, weil mich beim ersten Blick schon die Empfindung überwältigt hätte, hier nun endlich dem lange vermissten, ungekannt geliebten Menschen, der entbehrten Mutter zu begegnen. Sondern in der Hoffnung – oder soll ich gar sagen: Vermeintlichen Pflicht? –, doch noch irgendeine innige Regung, tiefe Bande des Herzens zu diesem Bildnis zu empfinden.

Denn in Wahrheit schaute ich auf jenes Angesicht und fühlte ... nichts. Nichts denn eines gewissen befriedigten Interesses. Und, wenn ich ganz ehrlich bin, eines Bodensatzes bitteren Mitleids, halb schon zu milder Verachtung vergärend. Dieses Antlitz bedeutete mir so wenig wie die austauschbar huldvollen Visagen von Heiligenbildchen. Freilich vermochte ich nicht zu entscheiden, ob dies ein Fehl war meiner mir fremden Mutter – oder des Künstlers, welcher sichtlich nicht gesegnet war mit dem höchsten Talent. Es sprach jedenfalls aus jenem Portrait

eine matte Kraftlosigkeit. Eine fahle Frau zeigte es, mit schlaffen Zügen in einem auf plumpe Weise lang gezogenen Gesicht, nachlässig umschlängelt von dunklen Locken. Reine Gleichgültigkeit sah ich da. Welche – wenn sie nicht jene des Malers war, mit seinen flachen Farben und verallgemeinernden Pinselstrichen – keinerlei Wunsch stellte an die Welt. In böseren Stunden dachte ich später, nur so ein Weib habe sich mit meinem Vater vermählen können – und dass er genötigt war, sie abgöttisch zu lieben, weil einzig sie ihn duldete.

Freilich: Wohl diese Duldsamkeit schrieb ihr auch das schwarze Urteil – denn sie war nicht gewachsen meiner Gier, welche mich noch vor jedem Geist, allen Sinnen erfüllte. Und hegte ich also doch eine Empfindung gegen dies Bildnis, dies Weib? Nämlich einen insgeheimen Zorn? Warum war sie zu schwach, sich zu erwehren? Warum bewahrte sie mich nicht davor, zu ihrem Mörder zu werden?

Was am Tage meiner Geburt geschah, das weiß ich nur, weil mein Oheim mir es später erzählte. Oder besser: Ich ihn beständig über Jahre dazu löcherte, ihm mal dieses, mal jenes Mosaiksteinchen entwendend. Mein Vater hat davon zu mir nie gesprochen. Mag also gut sein, dass, wenn ich Euch wiederum davon berichte, als hätte meine Seele dies aus den Himmeln geschaut, bevor sie sich auf Gedeih und Verdammnis in diesen Leib verbannt fand ... Mag also gut sein, dass sich dieser Erzählung Traum, Wunsch – und vielleicht gar tiefste Erinnerung meiner selbst – beigemischt haben. Nehmt sie so wahr, wie Ihr wollt.

Jedenfalls scheint meine Mutter eine Ahnung in sich getragen zu haben, dass das Schicksal (oder gar: Ich, ihr werdendes Kind) ihr keine glückliche Niederkunft zu vergönnen gedachte. Sie brachte, erzählte mein Oheim, der heiligen Emerentiana in unserer Kirche fast wöchentlich Modeln dar. Doch trotz all der wächsernen Kröten war ihr die Heilige nicht wohlgesinnt – oder deren bester Wille zu schwach gegen jene Mächtigkeit, welche ich angenommen. Mit jedem meiner neun Monde war meine Mutter am Rest des Leibs schmaler geworden und bleicher. War in die abnehmende Phase ihrer Lebenssichel getreten, in eine Ebbe der Kräfte und Säfte. Doch wo ihr Fleisch sonst magerer und

magerer ward, da rundete sich weiter und weiter der Bauch. Da spannte ich Unersättlicher ihn zur grotesk prallen Kugel – ein Zentrum der Gravität, welchem Haupt und Glieder der Mutter lediglich noch anzuhaften schienen. Nur mit äußerster Mühe vermochte ihr Leib, mich zu tragen. Doch als ich ihn ausgezehrt hatte, ihn mir einverleibt, und an die Welt hinausdrängte: Da war mir die Pforte längst zu eng geworden, welche er mir dafür bot.

Im Morgengrauen eines schwülen Spätsommertags hatte ich zuerst kundgetan, dass mir mein Höhlenreich nicht mehr genügte und ich mir Gestade zu erobern strebte, fern dem Blut meiner Mutter. Die Hebamme ward gerufen; doch schon nach dem ersten prüfenden Tasten, dem ersten Warten und Lauschen auf die Wehen war Sorge in ihrem Blick. Der Mutter sprach sie beruhigende Zuversicht zu – doch dem Vater flüsterte sie, er solle sich Beistand holen. Also kam mein Oheim hinzu: Geschwisterlos war seit dem letzten Wüten der Blattern die Mutter, und ihren Eltern hatte der Vater niemals verziehen, dass sie die Verbindung abgelehnt hatten. Ihn der Tochter nicht würdig befanden, bis diese drohte, als alte Jungfer zu enden – und dann war er ihnen grade gut genug. Diesen Schwiegereltern gab er Bescheid mit einem nüchternen, kurzen Billett, erst als alles vorüber war. (Mag sein, dass in ihm wühlte die Scham, er habe nun die Befürchtung erwiesen, ihnen die Tochter ohne Recht und Lohn zu rauben. Mag sein, dass ihn der Vorwurf trieb, diese Tochter habe sich nun seiner und seiner Saat als nicht gewachsen, nicht würdig gezeigt.)

Stunde um Stunde verging, und häufiger ward und heftiger das Stöhnen der Mutter, ihr Winden in Krämpfen, ihr Keuchen im kalten, tranigen Schweiß. Doch nichts geschah. Ich verharrte in ihr – wollte womöglich nicht lassen, bis ich auch den letzten Tropfen an Leben gesaugt, wollte womöglich nicht trennen mich von diesem, meinem ersten Besitz. Oder wusste auch nur, dass jener armselige Spalt, der sich aufzutun bemühte, mir nicht genügte: Mir, der sich nie bescheiden mochte mit dem, was ihm Ordnung, Gott oder Natur zustehen wollten! Stunde um Stunde verfinsterte sich der Hebamme Miene, Stunde um Stunde draußen der Tag. Und gegen Abend rief man den Vater – der Küster war und Schulmeister unseres Orts –, dass er läuten solle die Warnung vor einem nahenden Sturm.

Die stickige Feuchte der Luft war unerträglich geworden. Es fuhr kaum trockener, kühler ein in die Lungen denn aus. Und es stunden an den Kuppen der Hügel Wolken, dräuend voll der Empfindung, dass etwas bersten wollte, jener Tag sich verdichtete, zulief auf eine Entladung. Der Vater sah keinen Grund, seiner Pflicht zu entsagen – er tat dies auch sonst nie –, und glaubte ebenso wenig, dass nach all diesen Stunden nun just jene erreicht sei, da sich etwas entschied. Womöglich war er durchaus froh, dem Hause zu entkommen, dem Gestank, Gestöhne und schmerzvollen Warten. Als er sich den Rock überstreifte, bat die Hebamme ihn nur, unterwegs nach dem Bader zu schicken. Man möge ihn brauchen.

Als mein Vater ins Heim wiederkehrte – nachdem er geläutet hatte jenen Sturm, welcher dann doch vorüberzog, einen unentschieden grauen Himmel zurücklassend, aus dem sich zwei Tage später erst zögerlich kühlende Tropfen pressten; und nachdem er eine Weile noch nachsinnend spaziert war durch und um den Ort ... –, als also der Vater zurückkam, war alles vorüber. Tot war seine Frau, und ich auf der Welt.

Als hätte ich nur den Zeitpunkt ersehnt, dass er aus dem Hause war, überfielen meine Mutter die letzten Wehen. Sie kämpfte wohl tapfer um ihr und mein Leben, und es ließ ihr die Amme beinah verantwortungslos lange die Hoffnung. Doch schon begann sich das Laken zu röten – und wollte in der trägen Flut nichts von mir hervorlugen. Bleicher und bleicher ward das Antlitz der Mutter, flacher und flacher ihr Atem, und es wusste die Amme, bald würde ihr zwischen den Beinen das Leben verrinnen. Und sie sah nur noch einen Weg, wenn wohl nicht jenes meiner Mutter, so doch das meinige zu wahren. Sie hieß den Bader, mich nach Art des Römischen Kaisers hervorzuholen.

Ich weiß nicht, ob die Mutter es noch begriff, wozu man da ein Messer zückte. Ob unter all ihrer Pein noch jene neue zu unterscheiden war, als die Klinge ihr die Bauchdecke ritzte, durch Haut, Speck und Muskel fuhr. Ich aber glaube fest, dass mein unfertiges Selbst mit seinen schwächtigen Sinnen durchaus erkannte, wie der Stahl die Himmel aus Fleisch über mir teilte und das erste Licht, den ersten Atem auf mich kommen ließ. Und dass in jenem ersten, noch kaum bewussten Blick sich meine Liebe gründete zum Metall. Zu Instrumenten und zu Eisen

und zur scharfen Mechanik – welche mich befreiten aus Dunkelheit und Ertrinken, welche mich enthoben dem Gekröse und Tod.

Denn so ward ich hervorgewühlt aus dem versagenden Leib, strampelte mich los von den Banden an ihn, schnappte die Luft für ein blindes Triumphgebrüll. Und ward noch dem brechenden Blick der Mutter vorgehalten, an ihren Busen gelegt – und wüsste gern, ob ihr letzter, bereits zerbröckelnder Gedanke einer war der Erleichterung, der Liebe zu jenem plärrenden Geschöpf, welchem sie ihr Dasein opferte. Oder ob sie erfasst war von Zorn und Unverstand, dass dies hässliche, ruchlose Menschlein das Recht fand, ihr das Leben zu nehmen. Denn freilich bemühten sich Bader und Kindfrau vergebens, die klaffenden Lappen Fleisch wieder zu schließen, bevor dort in meinem Gefolge auch die Lebensgeister der Mutter entwichen.

So fand der Vater bei seiner Heimkehr seine geliebte Frau leblos, entseelt, ihren erkaltenden Leib mehr schlecht denn recht mit grobem Garn zusammengeflochten – mich aber kregel meine Weltankunft behauptend. Und bereits lauthals schreiend das Verlangen nach jemandem Neuen, mir zu stillen meine unverminderte Gier.

Dazu hatte ich mir freilich den falschen Fleck auf Erden ausgesucht. Wenn etwas heimisch war in jenem kargen, reinlichen Schulmeisterhaus im Örtchen K--- an der T---, dann war's die Genügsamkeit. Die Erwartungen an die Welt waren hier so niedrig wie die Stubendecken. Und wenn einer meinte, den Blick höher lenken zu wollen, dann wusste man schon, ihm die entsprechenden Nasenstüber zu versetzen, dass er's bald bleiben ließ.

Eine Befriedigung jenes Hungers nach mehr, nach Größerem, welchen ich vor allem Denken in mein Leibinnerstes eingepflanzt wusste, sollte ich hier nicht finden. Doch stattdessen immerhin einige frühe, wertvolle Lektionen über die Macht.

Es war der Vater, wie erwähnt, ein Mann der Pflicht. Ihm eignete ein von keiner Versuchung trübbares Gefühl, wo im Strom der ewigen Macht er sich fand, zu finden hatte. Der Quell und Ursprung, der war bei Gott – wo man ihn so wenig zu leugnen wie mit dem Verstand zu fassen hatte. Von dort floss, kaum gemindert, die Macht dem Kaiser

zu. Hier nahm sie erstmals Gestalt, das Gefäß eines Leibes an – doch auch er war fern, war in Wien für unsereins kaum erreichbarer, wirklicher denn Gottvater im Himmel. Vom Kaiser aus jedoch, da verästelte sich alle Macht über die Staustufen einer Hierarchie, welche stets benennbar waren nach Amt und Inhaber des Amts. Und in deren sich vom Zentrum ausbreitenden Fluss, nach vielerlei Abzweigung, Ausdünnung, Abflachung sich endlich auch K--- an der T--- fand – und dortselbst dessen Schulmeister, also mein Vater.

Welcher jener besagte Mann der Pflicht war, gleichsam stromaufwie stromabwärts: Alles Dasein begriff er als Sache der Schuldigkeit. Er war hager und von freudlosen Zügen. (Allemal seit ich ihn kannte – er mag einst anders gewesen sein, bevor ich ihm die Gattin raubte ...) Es diente ihm eine Schläfenbrille als Schild gegen die Welt, einer Verkündung gleich, dass die Dinge sich an- und einzupassen hatten in den Rahmen seiner ihm eigenen, engen Sicht.

Diese Sicht war eben eine des Buchhaltertums: Man schuldete gegen allem, was höher stand. Und es hatte dafür das Niederere die Rechnung einem zu begleichen. Dies Letztere war es in Wahrheit, warum er nach oben duckte und buckelte, warum er kein Jota unerfüllt ließ allen Auftrags von dort: Weil es ihm das Recht gab, dasselbe von all jenen unter ihm strengst mit ebensolcher Fehllosigkeit einzufordern. Es ließ ihn teilhaben an jener Macht und deren Ausübung, ließ ihn herrschen. Und so konnte er auch mich nur behaften mit meiner Schuld, indem er mir gegenüber so klag- wie restlos seine Schuldigkeit erwies. Ich war sein und seiner geliebten Frau Sohn, ergo hatte er mich zu behüten und nähren in seinem einsam gewordenen Heim.

Sobald der Vater in seiner Trauer bereit war, den pragmatischen Fortgang des Lebens zu bedenken – und das war bald, denn der Vater begab sich nur ungern in die Herrschaft seines Sentiments ... –, unterbreitete man ihm freilich den Vorschlag, er möge mich in eine Familie geben. So wäre etwa dem Wachszieher erst ein Bub noch im Kindbett gestorben, und gegen einen Beitrag zur Kost sei es der Frau recht egal, ob sie einen anderen Balg an Zitze und Rockzipfel hängen habe. Es wollte davon der Vater nichts wissen. Vergebens ebenfalls alles noch so behutsam eingefädelt Bemühen des Oheims, ihm ein neues Eheweib, oder zumindest mir eine Mutter, durch Heirat ins Haus zu gesellen. Es

hätten sich, tüchtig und proper genug, Frauen gefunden, welche sich Schlimmeres wussten denn einem Schulmeister den gesicherten Haushalt und dafür auch das Bett zu besorgen. Allein, der Oheim lud sie und den Vater zur Jause, besah und belauschte die tadellos kalte Konversation, ward Zeuge des förmlichen Abschieds – und empfing vom Vater dann anderntags stets Bescheid, dieser hege den Wunsch nicht nach einem Wiedersehen. Der Oheim tat's einige Male. Und ließ es dann bleiben.

Nein, der Vater war überzeugt, vor Gott in einsamer Pflicht und Schuld gegen meiner selbst zu stehen. Was jedoch nicht heißen sollte, dass er es ein gerechtes Geschäft fand im emsigen Tauschhandel des Schicksals, die Gemahlin genommen zu wissen für mich unersättlichen Balg. Er verbuchte dies durchaus mit einem erhebenden Gefühl der Beleidigung, der grollenden Enttäuschung über den HERRN, dass dieser doch nachlässiger sei im Abwiegen von Geben und Nehmen denn er seiner selbst, Küster und Schulmeister aus K--- an der T---, dem niemand nachsagen konnte, dass er mehr verlangte denn opferte. Mich garstiges Bündel Mensch also Tag um Tag in seinem Haus, vor seinen Augen klaglos zu dulden, wo die duldsame Gefährtin dafür nicht mehr war – das diente dem Vater wohl auch als ein steter Beweis in seiner stummen Anklage gegen den Spruch von Gottes Gericht.

So nötig ich dem Vater jedoch als Item war in den Zeilen und Spalten seiner Daseins-Abrechnung – so wenig vermochte er freilich sonst etwas anzufangen mit einem Säugling, welchem es noch an allem Verstand fehlte von Pflicht, Schuld und Sprache. Er bestellte mir eine Amme und vertraute in sie, dass sie alles Nötige tue zu meinem Ge-deih und ansonsten dafür Sorge trüge, dass ich nicht weiter störe. Selbst mir begrifflosem Halbweisen muss sich irgend vermittelt haben, dass dies Weib, welches mich nährte und leidlich hegte, nicht die Mutter war – denn ich erinnere keinerlei Empfindung einer tieferen Zuneigung zu ihr. Sie war mir jene ersten Jahre gleichsam eine eher atmosphärische Gegenwart – ein satter Geruch von Milch (welcher sich später säuern sollte), ein Gebirge aus Fleisch, welches mich tröstend zu bergen vermochte wie strafend auf mich herabzudonnern.

Nicht ahnend, wie mir im weiteren Leben das Weibliche so fatal un-erreichbar erscheinen mochte, nahm ich jenes erste Frauenzimmer meines Daseins hin als Selbstverständlichkeit. Und vermag nicht, sie Euch im Relief zu geben.

Die meiste Zeit ward ich in Fatschen gewickelt, wand mich als verschnürtes Würmchen in meiner Wiege und bekam, wenn ich irgend Unmut durch Geschrei zum Ausdruck brachte, ein Leinensäcklein voll Mohn zwischen die Lippen geschoben, dass ich mir daraus dasige Ruhe sauge. Ich lernte bald, das nutzlose Strampeln zu lassen, mich zu fügen den Banden aus Stoff und die erzwungene Reglosigkeit meiner kleinen Glieder zu nutzen, stattdessen meinen gerade erst zu vagen Umrissen erwachenden Geist zu exerzieren – ihn auf Wanderung zu schicken durch meinen Leib, durch den mir erfahrbaren Raum um meiner selbst herum. Mehr als wenn man mich krabbeln ließ, wusste ich in beharrlichem Strecken, Pressen und Reiben in und an meinen so weichen wie strengen Fesseln mir die Bewusstwerdung zu erobern jedes Zehen und Fingerchens, der Füße und Hände, Beinchen und Ärmchen. Ich kroch hinein in meinen Leib, streckte und dehnte mein Selbst in ihm aus, bis es ihn füllte. Lange bevor man mir es zugestand und ein Fehl der Beherrschung strafenswert ward, hatte ich insgeheim die Fähigkeit mir erlangt, nur nach Willen mich zu entleeren. Und übte sie gern der Amme zum Fleiß grad, wenn es sie am meisten inkonveniente – hatte jedoch auch ein Gespür, wann ihre Geduld überreizt war und sie mich in Nässe und Kot würde verharren lassen statt zu säubern und wickeln, sodass ich lieber zurückhielt.

Doch am meisten stöberte, stocherte ich schon damals tief in meinen Eingeweiden nach der Leere in mir, nach dem Unerfüllten, um mich daran zu weiden. Es war damals freilich selten mehr denn bloße Magenleere, welche ich empfand, durchsetzt hie und da mit einem Verlangen nach Aufmerksamkeit. Doch schon dabei durchloderte mich das heilige Brennen der Ungerechtigkeit, das Glühen eines Zorns auf alle Mächte und Menschen, die es wagten, *mir* vorzuenthalten, was *ich* begehrte. Und ich empfand ob dieses Zorns eine Lust – die Lust des Gekränkten, der sich durch das ihm widerfahrene Unrecht erhoben fühlt, durch sein Leiden geadelt. Ich fand bald weit größeren Genuss darin, still und vorwurfsvoll mich im verwehrten Begehren, in jenem

Zorn zu suhlen, mich in seinem Feuer zu garen denn meinem Unmut brüllend und zappelnd Linderung zu verschaffen.

Ich war ein ruhiges Kind, nicht weil ich genügsam war – sondern weil ich mich übte im Sammeln von Vorwürfen gegen die Welt. Oft lag ich, zur Larve umwickelt, in der kargen, dämmrigen Stube, rechte mit meiner Verlassenheit, wenn der Vater auf der Schule, die Amme klappernd in der Küche beschäftigt war, lauschte dem Ticken der großen Standuhr und zählte Schlag um Schlag die Zeit, die verrann, bis man endlich kam und meinem Verlangen genüge tat.

Ich fasste zu jener Standuhr meine erste innige Liebe. Sie war ein Erbe – einst des Großvaters teuerstes Stück, ein Luxus selbst hier im Horologienland. Nur entschuldbar für den jeder Prunksucht feindlichen Mann, weil er sie wohlfeil einem befreundeten Uhrmacher abnehmen sollte, welchem ihr Auftraggeber kurz vor der Fertigstellung jäh verstarb. Und wohl auch, weil das mehr denn mannshohe Instrument mit seinem sargdunklen Holz, seinen ehernen Ziffern, auf welche knochendürre Zeiger die geschlagene Stunde spießten, nichts hatte von frivolem Überfluss. Mahnend stund sie, startete und tönte in die Stube von der strengen Ordnung der Zeit und ihres unbeugsamen Vergehens. Mich aber beruhigte sie – und wenn ich Respekt hatte vor ihr, dann nicht, weil sie mir Furcht einflößte, sondern ob ihrer Verlässlichkeit.

Als ich den Fatschen entwuchs, fand die Amme bald ein besseres Mittel, mich zu bannen und davon abzuhalten, mein Krabbeln durch das Heim gar zu emsig werden zu lassen: Man hockte mich, kaum dass ich wie ein plumper Sack sitzen konnte, vor die Standuhr – und durfte darauf vertrauen, mich selbst Stunden später dort vorzufinden, versunken lauschend dem hölzern nachhallenden Tocken ihres Werks und die kreisenden Schritte der Zeiger verfolgend. Und wenn ich unleidig ward, dann lag Abhilfe nicht fern – denn da war es nur, weil ich verlangte, man solle den Uhrkasten öffnen und mich das gemessene Schwingen des Pendels, das kaum merkliche Sinken der Gewichte an ihren Ketten betrachten lassen.

In anderen Dingen war ich nicht weniger eifrig denn jedes Kind, alles, was meine Neugier erregte, sogleich zu betatschen – manch unge-

lenk vom Tisch gewischer Teller, totgepatschter Käfer zeugten davon. Die Standuhr jedoch war mir stets auch ohne die Ermahnung des Vaters sakrosankt. Nie hätte ich ihr an den Ketten gezerrt, die Zeiger gebrochen. Nur nah wollte ich ihr sein, möglichst nah.

Oft sprach mir später mein Oheim noch lachend von jener Nacht, da die Amme mein Bettchen verlassen und mich verschwunden fand. Von dem Zetern, Rennen, Suchen, dem bangen Prüfen von Türen und Fenstern – »Grundgütiger, lass nur nicht fahrendes Volk das Kind entführt haben!« –, dem immer verzweifelter werdenden Stöbern in allen Kammern. Bis der Oheim, einmal mehr um Beistand gerufen, bemerkte, dass die Tür zum Uhrkasten einen Spalt offen stand. Er ahndete sogleich, öffnete ganz – und siehe da: Selig schlummerte dort, vom verursachten Trubel gänzlich unberührt, niemand anderes denn meiner selbst; am Boden des Kastens zusammengerollt, das Köpfchen eine Handbreit nur unter dem wuchtigen Messingpendel. In den Daunnen des Betts hatte ich wohl keinen Schlaf gefunden und war also unter die Federn und Räder des Uhrwerks, dem Chronometer in den Bauch geschlüpft, hatte mich genistet unter den Schlag seines mechanischen Herzens.

Kaum derart entdeckt, riss man mich aus Schlummer und dem Mutterbauch des Kastens zurück an die Welt und wusste nicht recht, ob man mich eher herzen wollte vor Erleichterung oder züchtigen ob meines unschuldig aller bösen Absicht verübten, Angst einflößenden Streichs. Man entschied sich für beides in etwa gleichen, mir in ihrer Heftigkeit gleich unverständlichen Teilen. Ich, mir keines Vergehens bewusst denn des Verlangens nach Geborgenheit, fühlte mich überfallen, greinte vergeblich und noch ohne Sprache um Hilfe – und lernte meine Lektion. Ich ließ mich vertreiben aus meinem mechanischen Paradies. Aber nicht, ohne einige Nächte darauf noch einmal aus meinem Bettchen zu schleichen – nun mit vorsichtswaltendem Bewusstsein von Sünde und Verbot –, um mit dem vergeblichen Zerren der eignen Händchen bestätigt zu finden, dass der Vater nun jeden Abend vorsorglich die Kastentür zu meinem stundenschlagenden Refugium versperrte.